

mare

Diego Muzzio

GOLIATHS AUGE

Roman

Aus dem
argentinischen Spanisch
von Kirsten Brandt

mare

Für Peggy

I.

DER

PSYCHOTISCHE

SCHWIMMER

Du musst mich meinen dunklen Weg zu Ende gehen lassen.
Ich habe eine Strafe und eine Gefahr auf mich gezogen,
für die ich keine Worte habe.

Robert L. Stevenson, *Der merkwürdige Fall*
von Dr. Jekyll und Mr. Hyde

Wenn ich mich versündige wie niemand sonst,
dann leide ich auch wie sonst keiner.

Robert L. Stevenson, *Der merkwürdige Fall*
von Dr. Jekyll und Mr. Hyde

An diesem Nachmittag war Doktor Edward Pierce gerade dabei, den »Menschenfresser« zu hypnotisieren, als sich seine Neuralgie erneut ankündigte. Sie begann immer auf dieselbe Weise: mit einer plötzlichen Hitze in der rechten Schläfe. Dann breitete sich der Schmerz mit der heimtückischen Schnelligkeit einer Verpuffung in seinem Körper aus und machte auf seinem Weg jede Möglichkeit des Nachdenkens zunichte, sodass der Psychiater seinem eigenen Leiden wehrlos ausgeliefert war. In den schlimmsten Augenblicken schien sich das Metallstück, das die Kopfschmerzen verursachte, in ein lebendiges Wesen zu verwandeln: eine eiserne Ratte, die die Innenwände seines Schädels zerfraß. Es gab nur zwei Mittel, die imstande waren, sein Leiden zu lindern: Morphinum und Schlaf. Um vier Uhr nachmittags verschob Pierce alle Aufgaben, die er sich für diesen Tag vorgenommen hatte, ging hinauf in sein Zimmer im dritten Stock des Sanatoriums und sank ins Bett.

Sein Leiden hatte Pierce einer Verwundung zu verdanken, die er sich im Sommer 1916 bei der Schlacht an der Somme zugezogen hatte. Sechs Tage lang waren die deutschen Linien unter Bombenhagel erzittert. Am ersten Juli griffen sechsundzwanzig britische Divisionen, unterstützt von vierzehn französischen, den Feind zwischen Gommecourt im Norden und Fouquescourt im Süden an. Die Schlacht währte einhun-

dertundeinundvierzig Tage. Edward Pierce war Teil des Kontingents von Psychiatern, das die britische Heeresleitung entlang der Front stationiert hatte, um eine gewisse Störung zu erforschen, die unter den Truppen hohe Ausfälle verursachte: den sogenannten *shell shock*, auch Kriegsneurose genannt.

Pierce, der in der Nähe des Ortes Ovillers-la-Boisselle stationiert war, studierte einige Monate lang vor Ort die Symptome – Hysterie, Verstummen, Lähmungserscheinungen, Apathie, Schlafstörungen, Muskelkrämpfe, Halluzinationen – und lernte gleichzeitig im Schnelldurchlauf, was ein Schrapnellhagel oder die Kugeln aus einem MG 08 binnen eines Augenblicks mit der menschlichen Anatomie anrichten konnten. Als er an einem regnerischen Nachmittag gerade einen Fall in der zweiten Reihe der Schützengräben analysierte, explodierte wenige Meter neben ihm eine Granate. Er spürte einen stechenden Schmerz an der Schläfe, und als er sein Gesicht berührte, ertastete er einen dünnen Blutfaden, der über seine Wange lief. Das Urteil des Chirurgen, der ihn untersuchte, war eindeutig: Ein Herausoperieren des Metallsplitters sei gefährlicher, als ihn an Ort und Stelle zu belassen. Trotzdem musste er ein paar Tage unter Beobachtung bleiben. Die Krankenhäuser im Hinterland waren längst überfüllt, und so fand sich für ihn nur ein letztes freies Bett in einem Saal voller Sterbender. Nach einer Weile durfte Pierce schließlich das Krankenhaus verlassen. Er hatte keine weiteren Beschwerden, vergaß den Metallsplitter in seinem rechten Schläfenlappen und widmete sich unter dem Donnern der Kanonen wieder seiner wissenschaftlichen Arbeit. Erst viel später – er war längst von der Front zurückgekehrt – überkam ihn eines Abends, während er im Royal Opera House in

Edinburgh gerade einer Aufführung des *Fliegenden Holländers* beiwohnte, zum ersten Mal der Schmerz.

Von da an lebte er mit der immer wiederkehrenden Qual, die plötzlich und ohne jeden ersichtlichen Grund auftrat, ihn zur Untätigkeit zwang und in die Dunkelheit verbannte. Wenn Pierce dann in seinem abgedunkelten Schlafzimmer die Augen schloss, gesellten sich zum Schmerz das Donnern der Geschütze, die Geysire aus Schlamm, das Blut, das Chaos, die makabren Bilder des Gemetzels. Vor allem eines suchte ihn in seinen Träumen immer wieder heim: ein Pferdekopf und ein Männerkopf, die einander zugewandt aus der Erde hervorragten. Mit ihren von Maden wimmelnden offenen Mündern schienen Mann und Pferd einen stummen Schrei auszustoßen. Die Schreie aus der Vergangenheit mischten sich mit denen der Gegenwart, denn das Sanatorium, das er leitete, war alles andere als ein ruhiger Ort.

Das alte Steingebäude lag im Westen von Edinburgh, wenige Kilometer von Broxburn entfernt. Eine Mauer und ein mit Eichen, Zedern und Tannen bewachsener Garten schützten das Sanatorium vor neugierigen Blicken. Bevor Doktor Pierce die Leitung der Institution übernommen hatte, war sie nichts weiter als ein Ort zur Verwahrung Geisteskranker gewesen, wie sie allgemein unter dem Namen *Lunatic Asylum* bekannt waren. Seine erste Amtshandlung bestand darin, die Bronzeplakette am Eingang auswechseln zu lassen. Auf diesen symbolischen Wandel folgten materielle und organisatorische Veränderungen. Inzwischen war das St.-Bartholomew-Sanatorium – wie die Einrichtung seither hieß – eine exklusive, beinahe geheime Nervenheilanstalt, die einen ausgesuchten Teil der zahllosen Kriegsversehrten beherbergte,

Fälle, mit denen die konventionelle Psychiatrie nichts anfangen wusste: die Söhne von Adelligen, Geschäftsleuten und Industriellen, die gemeinsam mit den Monarchen und Politikern aller Couleur das Empire und dessen kolonialen Folterapparat regierten.

Das Vertrauen, das diese mächtigen Familien in Doktor Pierce setzten, beruhte sowohl auf seiner ausgesprochen diskreten Art als auch auf den neuartigen Behandlungsmethoden, die er zur Linderung der Leiden seiner zwölf Patienten einsetzte. In seinem Sanatorium wurden die Insassen nicht in Zellen gesperrt. Jeder von ihnen hatte sein eigenes, schlicht möbliertes Zimmer, in dem er nach Belieben ein und aus gehen konnte, als handelte es sich um ein exklusives Erholungsheim. War es nicht absolut unvermeidlich, wurden nicht einmal nachts die Zimmer abgeschlossen. Und so trafen Pierce, sein Assistent Doktor Hastings und die Krankenschwestern häufig in den Gärten, in der Küche oder auf den Fluren Patienten an, die keinen Schlaf fanden und deshalb ihre Zimmer für einen nächtlichen Spaziergang verlassen hatten. Selbstverständlich wurden die Insassen auch nicht mit Wasserbädern, Stromstößen, Fußfesseln, Ketten, Käfigen oder Schlägen malträtiiert. Stattdessen benutzte Pierce eine neue Methode, die auf einer ganzen Reihe von Behandlungen beruhte: Hypnose, Narkose, Psychotherapie, Psychoanalyse. Hygiene, gute Ernährung und die Unterhaltung der Patienten wurden dabei nicht vernachlässigt. Sie hatten die Möglichkeit, sich im Heim mit einfachen handwerklichen Tätigkeiten wie Schreiner- und Gärtnerarbeiten und Mechanik zu beschäftigen, es gab Mal- und Klavierstunden, und sie durften sogar diskret gewisse Damen empfangen, die ihren Beruf für

gewöhnlich in einem Bordell in Edinburgh ausübten und einmal im Monat zu dem Sanatorium aufs Land hinausfahren, um dort ihre Dienste anzubieten. Die Besuche fanden in einem besonderen Raum statt, der neben den alten Stallungen lag und im Heim unter dem Namen »Rosenzimmer« bekannt war; nicht etwa wegen der sexuellen Aktivitäten, die dort stattfanden, sondern aus einem anderen, viel banaleren Grund: wegen des Tapetenmusters. Des Weiteren verfügte das Sanatorium über eine beträchtliche Bibliothek, die von den Insassen zwar nur wenig genutzt wurde, aber mit zahlreichen philosophischen, historischen und psychologischen Abhandlungen sowie Biografien und Reiseberichten ausgestattet war (Pierce hielt nichts von Romanen; er war der Ansicht, die Lektüre solle eine Tätigkeit zur Förderung des Intellekts und kein reiner Zeitvertreib sein), und über einen Salon, in dem Konzerte und Konferenzen stattfanden.

Das Personal der Anstalt bestand aus zehn Leuten, angefangen mit den Ärzten über die Krankenschwestern bis hin zu den Bediensteten, die mit der Küche, der Reinigung und dem Garten betraut waren. Für Eltern, die davor zurückscheuten, das, was von ihren Söhnen übrig geblieben war, bei einer der bekannten Nervenheilanstalten des Militärs abzuladen, fiel die Wahl beinahe zwangsläufig auf St. Bartholomew. Die großzügigen jährlichen Zuwendungen, die sie der Einrichtung zuteilwerden ließen, beruhigten ihr Gewissen. Allerdings gab es für die Entscheidung auch einen anderen, uneingestanden, aber nicht weniger wichtigen Grund: die höchst willkommene abgelegene Lage des Heimes. »Edinburgh ist nicht London«, pflegte Doktor Pierce leise lächelnd zu sagen.

Einige Stunden später war die Neuralgie zu einem fernen Pochen abgeklungen. Sein Kopf, schwer und leicht zugleich, fühlte sich an wie in Watte gehüllt. Bevor er die Augen öffnete, stellte sich Pierce seinen eigenen Körper als Puppe eines Schmetterlings kurz vor dem Schlüpfen vor. Die Uhr zeigte zehn Minuten vor elf in der Nacht. Er betrachtete den Stuhl, auf dem sich Zeitungen, Krankenberichte und die Bücher stapelten, in denen er am Vortag geblättert hatte: Stevenson – einer der wenigen Autoren, die dem Misstrauen entgingen, das Pierce sonst der Belletristik entgegenbrachte – und ein merkwürdiges Buch von einem gewissen William H. Hudson, das noch an der Stelle aufgeschlagen war, die er zuletzt gelesen hatte. Es handelte sich um eine Art Reise- oder Erfahrungsbericht, in dem der Autor von seinen Abenteuern während eines längeren Aufenthalts in Patagonien erzählte und kurze ornithologische Abhandlungen einstreute. Zufällig fiel Doktor Pierce' Blick auf eine Passage, die er am Rand mit zwei parallelen Linien markiert hatte: »Die Veränderung bei mir war so groß und wunderbar, als hätte ich meine Identität in die eines anderen Menschen oder eines Tieres eingetauscht.«

Mit diesen Worten im Kopf war er fast wieder eingeschlafen, als ihn ein heftiges Klopfen an der Tür aufschreckte. Paul Hastings, sein Assistent, kündigte einen Besucher an. Pierce war sich bewusst, dass sich die begrenzte Anzahl Privilegierter, die die Türen dieser Institution durchschreiten durften, nicht um Kleinigkeiten wie Termine oder normale Besuchszeiten scherte, aber das hier war doch ungewöhnlich.

Rasch machte er sich frisch und richtete seine Kleidung, dann ging er hinunter in die Empfangshalle. Der Neuankömmling war ein mittelgroßer älterer Herr mit roten Wan-

gen, wallendem weißem Haar und sorgfältig gestutzten Koteletten. Er trug eine prallgefüllte Aktenmappe unter dem Arm und schien die Ankunft des Doktors nicht zu bemerken, weil er in die Betrachtung des einzigen Ölgemäldes versunken war, das die Halle schmückte: *Dante und Vergil in der Hölle*. Es handelte sich um eine Kopie des Gemäldes des französischen Künstlers William Adolphe Bouguereau, die Pierce bei einem Freund in Auftrag gegeben hatte, der ein gewisses Talent für Imitationen besaß. Das Gemälde war von einer Episode aus dem achten Kreis der Hölle inspiriert, in der Dante und Vergil den Kampf zwischen zwei verdammten Seelen betrachten: Schicchi, der Capocchio in den Hals beißt.

Pierce trat vor und gab dem Besucher die Hand. Die Finger des alten Herrn waren weich und kalt wie Fische. Der Arzt wartete darauf, dass der Unbekannte sich vorstellte, aber dieser überreichte ihm nur einen Brief. In einer Ecke des Umschlags war das Monogramm des britischen Unterhauses zu sehen.

Die Nachricht, die Pierce an Ort und Stelle las, war knapp und hätte bedeutendere Türen geöffnet als die einer abgelegenen psychiatrischen Anstalt. Sie war handschriftlich von einem Politiker verfasst, der in erster Linie Diskretion verlangte. Des Weiteren enthielt sie die Bitte, dem Überbringer der Nachricht, dem Ingenieur David Alan Stevenson, jede erdenkliche Hilfe und Unterstützung dabei zukommen zu lassen, seinem Schützling bei der Überwindung der gesundheitlichen Probleme beizustehen, unter denen er litt.

Der Arzt faltete den Brief zusammen, gab ihn dem Besucher zurück und konnte sich die Bemerkung nicht verknei-

fen, dass er den gleichen Namen trage wie der Schriftsteller.

»Das ist kein Zufall, Doktor.« Die Stimme des Ingenieurs war tief und kräftig, sodass er sich angewöhnt hatte, beinahe zu flüstern, um ihre ungewollte Wucht zu dämpfen. »Robert war mein Vetter, auch wenn ich ihn kaum gekannt habe: Er war häufig krank und starb im Südpazifik bei den Wilden. Ich glaube fast, dass der Tod manchmal eine Erlösung ist.«

Pierce erklärte, dass *Der merkwürdige Fall von Dr. Jekyll und Mr. Hyde* eines seiner Lieblingsbücher sei. Zwar vergeude er normalerweise seine Zeit nicht mit Romanen, fügte er hinzu, aber für diesen hege er eine besondere Schwäche, weil er ein psychiatrisches Thema behandle: die Störung oder Spaltung der Persönlichkeit. Stevenson bemerkte nichts dazu. Pierce schloss aus diesem vielsagenden Schweigen, dass der alte Herr die Verwandtschaft mit dem Schriftsteller eher als unangenehm denn als erfreulich empfand. Oder war Stevensons Schweigen vielleicht auf die kurze, kritische Bemerkung zurückzuführen, die Pierce gerade zum Werk seines Cousins gemacht hatte? Was auch immer der Grund war, der Arzt beschloss, das Thema nicht weiter zu vertiefen.

Er führte den alten Herrn in sein Büro im ersten Stock. Hastings war vorausgegangen, um das Licht einzuschalten und das Feuer neu anzufachen, das jetzt im Kamin knisterte. Die Vorhänge in Pierce' Sprechzimmer blieben tagsüber geschlossen, um die passende Atmosphäre für die Hypnose-sitzungen zu schaffen. Vor langer Zeit, bevor er sich wieder in sein Büro verkrochen hatte, um Krankenakten zu studieren oder liegen gebliebene Korrespondenz zu beantworten, hatte Anne – eine junge Krankenschwester, mit der der Psychiater

eine unglückliche Liebesaffäre unterhalten hatte – sie regelmäßig zurückgeschoben; der mondbeschienene Garten mit seinen uralten Bäumen und den verschlungenen Pfaden hatte Doktor Pierce' Seele beruhigt und die Erschöpfung des Arbeitstages gemildert. Aber Anne war nicht mehr da, und seitdem blieben die Vorhänge geschlossen. Die Psychiatrie war für Pierce ein Priesteramt, das Sanatorium ein Tempel. Im Wissen um die Verantwortung, die eine Ehe mit sich bringt, hatte er bereits vor langer Zeit beschlossen, niemals zu heiraten. Und wenn er noch heute bedauerte, dass Anne falsche Hoffnungen in ihre Beziehung gesetzt hatte, dann deshalb, weil er wusste, dass er ihr, wenn auch ungewollt, nicht mit der gebotenen Aufrichtigkeit begegnet war. Die Leidenschaft, die Anne für ihn empfand, weckte in ihm am Ende ein ebenso mächtiges, aber entgegengesetztes Gefühl, doch nicht einmal seine Kälte hatte sie abschrecken können. Erst als die berechnende Gefühllosigkeit des Psychiaters zu schierer Grausamkeit geworden war, hatte Anne endlich reagiert und St. Bartholomew unangekündigt verlassen. Die Vorhänge und viele andere Kleinigkeiten, an die sich Pierce beinahe unmerklich gewöhnt hatte – die Feldblumen, die er regelmäßig in einer Vase neben seinem Bett fand, die kleinen Zettel, auf die Sätze aus *Alice im Wunderland*, Annes Lieblingsbuch, gekritzelt waren und die sie ihm heimlich in Schubladen und Taschen steckte, die Bücher, die sie auf ihren Reisen nach Edinburgh kaufte und ihm bei ihrer Rückkehr schenkte –, machten das Gefühl, sie verloren zu haben, unerträglich. Aber da war es bereits zu spät.

Pierce strich sich über die Stirn. Bevor er hinter seinem Schreibtisch Platz nahm, zog er die Vorhänge zurück und

warf einen Blick durch das Fenster. Unten im Nebel sah er das Automobil stehen, mit dem der Ingenieur angekommen war.

Stevenson nahm Platz. Er schlug Tee, Brandy und Whisky aus, akzeptierte aber ein Glas Wasser. Pierce bemerkte, dass Doktor Hastings' Anwesenheit den Besucher störte. Ihm war es früher ähnlich ergangen. Er vermutete, dass die Abneigung, die sein Assistent bei einigen Menschen hervorrief, nicht nur auf dessen allgemeine Unbewegtheit oder sein Äußeres zurückzuführen war – Hastings war kahl, bleich und verdächtig hager –, sondern vor allem auf den Geruch nach zerkochten Hülsenfrüchten, der von ihm ausging, diesem durchdringenden Dunst frühzeitigen Alterns. Hastings rauchte und trank nicht; hätte er leben können, ohne zu essen, hätte er sich die Mühe gespart, sich zu ernähren. Pierce wusste, dass er manchmal zum Äther griff, aber er tat das so gemäßigt, dass man diese Leidenschaft kaum als Laster hätte bezeichnen können.

Der alte Herr schien zu merken, dass es angesichts der späten Stunde ratsam war, sich kurz zu halten. Er leerte sein Glas und erklärte ohne weitere Umschweife, was ihn herführte: Er arbeitete für das Northern Lighthouse Board, berichtete er, eine Gesellschaft, die für den Bau und die Instandhaltung sämtlicher Leuchttürme in Schottland und der Isle of Man zuständig war. Gegen Ende des Jahres 1921 war das Konsulat der Republik Argentinien an das Board herangetreten. Die Regierung des südamerikanischen Landes wollte es mit der technischen Überprüfung bestimmter Leuchttürme im äußersten Süden Patagoniens und Feuerlands betrauen. Zudem enthielt der Vertrag eine Klausel, welche die Möglichkeit (das Wort war extra hervorgehoben) des Baus zweier

neuer Leuchttürme an noch näher zu bestimmenden Orten in Aussicht stellte. Diese letzte Klausel, so erklärte Stevenson, war auf die umständlichen Geschäftsverhandlungen Großbritanniens mit gewissen Ländern zurückzuführen. Das hieß einerseits, dass die Ablehnung des ersten Auftrags automatisch eine Annullierung des zweiten zur Folge haben würde; andererseits bedeutete die Bevorzugung des Northern Lighthouse Board (auch wenn das natürlich nur zwischen den Zeilen zu lesen war), dass die für die Auftragsvergabe verantwortlichen Beamten, indem sie sich anstelle der kostengünstigeren französischen Leuchttürme für die des Northern Lighthouse Board entschieden, eine gewisse Entschädigung erwarteten oder zumindest eine gewisse Bevorzugung bei ...

An dieser Stelle sah sich Stevenson gezwungen, seine Ausführungen plötzlich zu unterbrechen, weil von draußen ein lang gezogenes Heulen hereindrang. Pierce stand auf, ging ans Fenster und sah nach unten. Auf dem Rücksitz des Wagens, mit dem der Ingenieur gekommen war, konnte er im schwachen Licht einer Straßenlaterne zwei Silhouetten ausmachen, deren Bewegungen den Wagen zum Wackeln brachten.

»Bitte entschuldigen Sie, Herr Doktor«, erklärte der alte Herr, sichtlich erregt, während Pierce wieder in seinem Sessel hinter dem Schreibtisch Platz nahm. »Ich weiß wohl, dass mein unangekündigter Besuch zu dieser Unzeit alles andere als gewöhnlich ist, aber glauben Sie mir: Ich hatte keine andere Wahl. Wir haben es hier mit einem ganz besonderen Fall zu tun.«

»Alle Fälle sind besonders«, warf Hastings sofort ein.

Stevenson ignorierte die Bemerkung. Ein zweiter Schrei

durchdrang die Stille der Nacht, aber diesmal kam er nicht aus dem Auto, sondern aus dem Inneren der Anstalt. Das Echo dieses unbändigen Schreis schien endlos von überallher widerzuhallen. Auf den ersten folgten bald weitere Klage-laute, und das gesamte Gebäude verwandelte sich in einen gewaltigen Resonanzkörper, der den Wahn und Kummer eines mehrköpfigen Fabelwesens zu vervielfachen schien.

Hastings entschuldigte sich verärgert und ging hinaus.

»Es tut mir leid, die Routine Ihres Sanatoriums zu stören«, entschuldigte sich Stevenson. »Ich glaube, jetzt könnte ich einen Whisky vertragen ...«

Pierce verkniff sich die Bemerkung, dass diese nächtliche Sinfonie alles andere als ungewöhnlich war. Er schenkte zwei Gläser ein und reichte eines dem alten Herrn. Dann bemerkte er in einem Tonfall, den jeder, der ihn nicht kannte, für einen Plauderton hätte halten können:

»Nun gut, erzählen Sie mir von diesem besonderen Fall ...«

Stevenson trank einen Schluck und dann noch zwei weitere, bevor er begann: »Es geht um einen Kollegen von mir, einen Ingenieur namens David Bradley. Er arbeitet für die Gesellschaft.« Gleich darauf korrigierte er sich: »Arbeitete ... Sehen Sie, Doktor, ich selbst habe ihn in die Lage gebracht, in der er sich nun befindet, und deshalb fühle ich mich verantwortlich.«

Nach und nach verstummten die Schreie aus dem Inneren der Anstalt. Hastings und die Krankenschwestern hatten großzügig Äther verteilt. Aber von draußen ertönte erneutes Heulen.

Stevenson bemerkte: »Er wird sich nicht beruhigen, es sei denn, man sediert ihn oder lässt ihn schwimmen ...«

Pierce wandte den Kopf und sah den Ingenieur an. Er war sich sicher, richtig gehört zu haben, trotzdem fragte er nach: »Schwimmen?«

Der alte Herr unterdrückte eine ungeduldige Geste und fuhr in seiner Erzählung fort: »Zur Erfüllung des ersten Teils des Vertrages mit Argentinien wählte eine Kommission des Northern Lighthouse Board David Bradley aus. Die Wahl fiel nicht ohne Grund auf ihn. Bradley war bereits ein vielversprechender junger Ingenieur gewesen, als er kurz vor Kriegsausbruch eine Anstellung bei der Gesellschaft fand. Ende 1914 beschloss David dann, sich freiwillig für den Krieg zu melden, und wurde dem Schottischen Regiment in London zugeteilt. Im Juli 1917 war er in der Nähe von Gommecourt kurzzeitig einem Kampfgas ausgesetzt. Er entging nur knapp dem Tod, war monatelang geschwächt und bettlägerig. Später kehrte er an die Front zurück und wurde dreimal für seine Heldentaten ausgezeichnet. Nach dem Krieg nahm er seine Arbeit beim Northern Lighthouse Board wieder auf. Doch David war nicht mehr derselbe. Er war schwermütig, starr und jähzornig geworden. Seine Verlobung mit Elizabeth Crane, einer jungen Frau, die ihn abgöttisch liebte, löste er auf. Bald darauf heiratete sie einen anderen. Wie Sie sich vorstellen können, wurde es von da an schlimmer und schlimmer mit ihm. Ich dachte, die Arbeit in einer abgelegenen Gegend, der Luftwechsel und die Möglichkeit, Verantwortung zu übernehmen, würden ihm helfen, wieder zu sich zu finden. Als Vorsitzender der Kommission konnte ich durchsetzen, dass ihm der Auftrag zugewiesen wurde. Anfangs lehnte David das Angebot ab. Aber ich blieb hartnäckig, und im März 1922 fuhr er nach Buenos Aires und von

dort weiter nach Ushuaia, einer abgelegenen Hafenstadt im äußersten Süden des Kontinents. Mehrere unvorhergesehene Änderungen zwangen ihn, die Willem-Schouten-Insel anzulaufen, einen Felsen in der Nähe der Isla de los Estados, auf dem einer der zu überprüfenden Leuchttürme stand. Bradley verbrachte einige Wochen an dem Ort und wurde wie durch ein Wunder von der Besatzung des Schiffes gerettet, das neuen Proviant bringen sollte. Als der Walfänger sich der Insel näherte, sahen sie, wie Bradley ins Wasser sprang und versuchte, schwimmend von dem ungastlichen Felsen zu entkommen. Eilig kamen sie ihm zu Hilfe, ehe er erfrieren oder von den Wellen verschlungen werden konnte. Zeugenaussagen zufolge setzte Bradley seine Schwimmbewegungen an Deck fort, als kämpfte er immer noch gegen die Wellen. Zweifelsohne hatte er zu diesem Zeitpunkt schon den Verstand verloren. Niemand schaffte es, ihn daran zu hindern; er schwamm immer weiter, bis die Erschöpfung ihn übermannte. Schließlich setzte der Kapitän mit einigen Männern zu dem Felsen über, um den Leuchtturm zu inspizieren. Sie fanden eine Art Tagebuch, das der Ingenieur während seines Aufenthaltes dort geführt hatte. Bradley wurde von unserer Botschaft in Buenos Aires nach Hause zurückgebracht. Seitdem hat er kein einziges Wort von sich gegeben, und wenn er wach ist, besteht seine einzige Aktivität darin, sich bäuchlings auf dem Boden auszustrecken und zu schwimmen, bis er vor Erschöpfung ohnmächtig wird.«

Stevenson trank den Whisky mit einem Schluck aus, öffnete die Mappe, zog ein schwarz eingebundenes Heft hervor, das mehrfach mit Sisalschnur umwickelt war, und warf es auf den Schreibtisch: »Bradleys Tagebuch.«

Herausgegeben in Vereinbarung
mit Casanovas & Lynch Literary Agency

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
El ojo de Goliath bei Entropía, Argentinien.

© Diego Muzzio, 2023

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Zitat S. 12:

William Henry Hudson, *Müßige Tage in Patagonien*.

Herausgegeben von Judith Schalansky. Aus dem Englischen,
mit Anmerkungen und einem Nachwort von Rainer G. Schmidt
© 2019 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

I. Auflage 2026

© 2026 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Schrift Verdigris

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-758-1



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de